

würden, würde Giacobbe mich beschützen. Vater musste sich also keine Sorgen machen. Ich war in Sicherheit. Wenigstens vorerst.

Die Gespenster hatten uns umzingelt. Giacobbe hockte einen Steinwurf von mir entfernt hinter der zerfallenen, mit Efeu bewachsenen Steinmauer einer alten Schmiede. Sie war Teil einer in Ruinen liegenden ehemaligen Papierfabrik mit ihren einst großen Mühlen, die tief in die Wälder hineinreichten. Papa hatte gesagt, dass hier früher ein bedeutender Industriestandort gewesen war. Ich wusste nicht, was das bedeutete. Ich sah nur, dass die Natur die antiken Gebäude wieder zurückerobert hatte. Bäume und wild wuchernde Vegetation hatten die Mauern der einst weitläufigen Anlage umringt wie die Gespenster uns.

Auf der roten gewalkten Jacke von Giacobbe lagen die ersten Schatten der Morgensonne. Giacobbe war ein Jahr älter als ich und ging schon zur Schule. Ich war seine einzige Freundin. Für seine Mitschüler war sein sanfter Blick Ausdruck übertriebener Sensibilität und Schüchternheit. Zudem hatte er abstehende Ohren, die, wenn die Sonne hinter ihm stand, rot leuchteten. Ich fand in ihm einen idealen Freund, da er die Welt, die ich mit meinen Kinderaugen betrachtete, durch denselben Filter sah wie ich, den Filter der *immaginazione*, der Phantasie. Sooft ich konnte, lief ich von Dante hoch zu ihm, um in den verwünschten Wäldern der alten Mühlen die Gespenster zu jagen, bevor die Sonne höherstieg, Giacobbe in die Schule musste und ich die Stimme meiner Mutter hörte, die besorgt meinen Namen rief und mich an den Ohren zurück nach Dante zog, bis auch sie rot waren.

Giacobbe hielt den Atem an und blickte auf die nahen Gipfel der Milchberge, die hinter den Wäldern im warmen Sonnenlicht durchschimmerten.

»Siehst du sie?«, fragte ich leise. Doch Giacobbe rührte sich nicht. Der leise murmelnde Wildbach, der aus dem Wald floss, schnappte mit seinem hellblauen Dunst in der feuchten Meeresluft nach meinen Worten. Ich hielt den Atem an. Ich war eine Atemkünstlerin. Wie Giacobbe. Wenn wir unsere Atemzüge reduzierten, dann konnten sie uns nicht finden, die Gespenster. Weil sie uns nicht hören konnten. Ich zog den Kopf ein und senkte meinen Blick.

Morgentau perlte von den Feldblumen, die vor mir aus der warmen Erde wuchsen. Sie vermischten sich weiter hinten mit wilden Orchideen und kleinen fleischfressenden Pflanzen und mit den Wurzeln wilden Farns. Als mein Blick den bunten Blumen folgte, hörte ich die Gespenster wieder. Sie gaben unheimliche schnalzende Laute von sich, als suchten sie uns damit. Papa hatte mir einmal erzählt, dass Fledermäuse lautlos schrien, damit sie sich orientieren konnten. Auch wenn ich eine Fledermaus noch nie schreien gespürt hatte, glaubte ich, dass sich die Gespenster mit ihrem Schnalzen ebenfalls orientierten.

Giacobbe meinte, dass uns die Gespenster nur mit diesen gruseligen Geräuschen entdecken konnten. Einmal, so hatte er mir erzählt, habe er vor einem großen Gespenst gestanden. Es war fast doppelt so groß wie er gewesen, und der Nebel, der es umgeben

hatte wie eine bodenlange staubige Kutte, hatte nach einem feuchten, modrigen Keller gerochen. Giacobbe hatte sich nicht bewegt und den Atem angehalten. Kurz darauf war das Gespenst weitergezogen mit schnalzenden Lauten. »Sie sind blind. Sie können uns nur hören. Wenn wir leise sind, können wir eines Tages eines fangen.«

Erneut hielt ich die Luft in meinen Lungen und sah zu Giacobbe, der sich keinen Millimeter rührte. In der Ferne hörte ich das Rauschen von Wasserfällen, die über verschlungene Wege voller Schmetterlinge von versteckten Felsen fielen. Von den Zitronenhainen hinter den Wäldern frische ein sanfter Wind auf und brachte den Geruch von Wildkräutern zu unserem Versteck. Als ich vorsichtig begann, wieder einzuatmen, roch es nach Thymian, wilder Pistazie und Rosmarin. Und plötzlich bewegte sich Giacobbe und starrte mit weit aufgerissenen Augen zu mir.

»Sie kommen.«

Ich erschrak, als ein kleiner schwarzer Vogel über die großen leuchtend gelben Zitronenbäume flog, die den Wald von außen umgaben. Sie füllten die Luft mit dem Duft ihrer Blüten und Früchte, die der kleine schwarze Vogel mit seinen wilden Flügelschlägen zu uns brachte wie den feinen Rauch einer Duftkerze. Aufgeregt flatterte er über unsere Köpfe hinweg. Er glitt über unser Versteck und verschwand im grünen Himmel der Baumdecke. Doch kurz darauf tauchte er wieder aus dem Blätterdach und landete auf einem großen Baum. Dieser trug wie eine große hölzerne Säule das riesige Blättergewölbe, das sich über die Ruinen spannte. Wie ein Verbündeter der Gespenster drehte der kleine schwarze Vogel den Kopf in alle Richtungen, als würde er in den verfallenen Gebäuden die Verstecke aller anderen Kinder suchen, die in unserer Phantasie gemeinsam mit Giacobbe und mir hier ihre Köpfe geduckt und die Lungen verschlossen hielten.

»Er ist am Beobachtungsturm und sucht uns«, sagte ich leise. Giacobbe legte sich den Zeigefinger auf den Mund und zeigte mir mit der flachen Hand, dass ich auf meinen Atem achten sollte. Er war angespannt, und seine Ohren leuchteten rot.

Ich nickte und sah – ohne den kleinen schwarzen Wächter auf dem Turm aus den Augen zu lassen – hoch zu den Monti Lattari, den Milchbergen. Sie stürzten beinahe senkrecht in das helle Blau des Meeres. Äcker, die nicht größer waren als die raue Decke meines Bettes, klammerten sich an die Felsen. Dort oben auf den Gipfeln leben sie, die *ricchi*, die Reichen. Auf steilen Pfaden wandelten sie über die Höhen und beobachteten das Treiben ihrer Gespenster, auf der Suche nach uns Kindern, den *poveri*, den Armen. Ich war noch nie in meinem Leben auf einem der Berge der Monti Lattari gewesen, aber Giacobbe hatte mir erzählt, dass dahinter der Weg der Götter verlief, der zum Palazzo der *ricchi* führte. Einem großen, mächtigen, unheimlichen Hof. Dort würden alle Kinder hingbracht, wenn sie von den Gespenstern in den Wäldern entdeckt worden waren. Wer einmal dort war, kam nie wieder, hatte mir Giacobbe erzählt.

»Von dort oben kann man Pompei sehen, eine alte Stadt, die vom Vesuv lange vor unserer Zeit im Feuerregen versunken ist.« Und dahinter würde man sogar bis nach Neapel sehen, hatte er mir erzählt, oder – wenn man die Augen zusammenkniff – die beiden Inseln, Capri und Ischia.

In unserer Phantasie hatten es sich Giacobbe und ich zur Aufgabe gemacht, die Kinder auf den Bergen zu befreien. Wir wussten wenig über die *ricchi*. Aber wir reimten uns Dinge zusammen. Dinge, die wir aufschnappten. Dinge, die ich in den Gassen von Dante hörte und am Strand von Atrani und Giacobbe in der Schule in Scala. Es hieß, dass dort oben eine böse Familie wohnte, die die gefangenen Kinder quälte, um ihnen ihre Gedanken zu stehlen. Und wenn der letzte Gedanke des letzten Kindes verschwunden war, wollten sie die ganze Welt verdunkeln – so, wie es einst die Asche des Vesuvs mit Pompei getan hatte.

Wir wussten, dass wir beide nichts gegen diese *famiglia* ausrichten konnten. Also suchten wir Verstärkung und fanden sie in unserer Phantasie.

»Wir müssen uns vereinen und sie vom Thron stützen«, sagte ich und schob mein Kinn mutig nach vorne.

»Sie sind reich und mächtig. Wir sind arm. Alles, was uns bleibt, ist die Luft, die sie uns gelassen haben.«

»Wir müssen kämpfen. Giacobbe, wir müssen zum Turm und Verstärkung holen. Von den Reitern des Windes, von den Hexen im Schnee, von den Frauen in der Erde ...«

»Tea, wir dürfen nicht zum Turm. Dort ist die Grenze. In die andere Welt.«

»Wir müssen uns alle zusammentun und gegen die *famiglia* in den Bergen kämpfen, bevor sie die Welt in den Abgrund stürzt. Die Welt braucht uns.«

»Auch wenn wir es schaffen, dass wir alle an einem Strang ziehen: Wir sind schwach. Wir haben keine Armee ...«

Ich sah an Giacobbes besorgten Blicken, dass er wusste, woran ich dachte.

»Das ist gefährlich, Tea. Die Königin wird uns nie unterstützen. Sie hält sich an den Frieden, den sie mit den Menschen auf den Bergen geschlossen hat.«

»Es ist unsere einzige Chance. Sie hat das größte Heer. Ohne ihre Hilfe wird es uns nicht gelingen. Wir ...«

Meine Stimme erstarb. Ich hatte etwas gesehen. Schatten aus den Wäldern. Der Vogel am Turm erhob sich und flog in die Sonne, zu den Bergen. Ich zog den Hals ein. Die Gespenster. Sie hatten uns entdeckt. Sie kamen vom Eselspfad. Ein schmaler Weg, der über Wildbäche aus dem Wald führte. Es waren andere als die Nebelgestalten mit den Schnalzlauten. Ich konnte ihre Gesichter nicht erkennen. Aber sie schimmerten in hellem Blau und mattem Gelb. Es waren fünf. Sie waren auf der Suche nach uns. Manche trugen so etwas wie Hemden, braun-orange gestreift. Andere Kleider, kariert. In Rot und Weiß. Manche hatten Sonnenbrillen mit dicken Rändern und Rucksäcke, andere machten Fotos, auf denen sie uns später in ihren Laboren suchten.

Ich sprang auf und verließ mein Versteck.

»Wo läufst du hin?«, rief mir Giacobbe nach.

»Wir müssen weg, bevor sie uns schnappen«, sagte ich und lief, so schnell ich konnte, weg von den Urlaubern, die von uns nur noch ein Knacken und Wispern hörten. Als Giacobbe die Eindringlinge sah, nahm auch er einen tiefen Atemzug und folgte mir durch das schattige Grün nach draußen.

Wir liefen durch den Nussbaumwald und waren außer Atem, als wir den Treppenhof erreichten. Er wand sich hinauf und hinunter und führte uns entlang kleiner Häuser an der Küste. Wir konnten Amalfi sehen und Atrani. Sie lagen geduldig unten in ihren Mulden. Historische Wachtürme säumten die Küste, und bald erreichten wir Pontone, einen abgelegenen Ortsteil des Bergdorfes Scala, wo uns weiß getünchte Häuser und fröhliche Stimmen empfingen. Wir zogen die Köpfe ein, und obwohl wir kaum Luft bekamen, achteten wir auf unseren Atem, damit er uns nicht verriet. Kaum hatten wir Pontone hinter uns gelassen, zeigte sich der Torre dello Ziro. Beindruckend hatte er früher als Wachturm den Piratenüberfällen getrotzt. Jetzt war der hohe weiße Turm der Burg Scalella ein Aussichtsturm, der hoch über Amalfi und Atrani wachte.

Für uns war der Torre dello Ziro Teil einer großen Grenze, die von weißen Türmen bewacht wurde. Wir liefen, so schnell wir konnten, nach oben. Vor uns tat sich das Meer auf, und wir sahen das ewige Blau, das sich schon vor Jahrtausenden über der Amalfiküste niedergelassen hatte. Außer Atem lehnte ich mich an die Zinnen des Turmes und streckte mein unsichtbares Schwert in die Luft vor mir. Hinter mir folgten Giacobbe und die vielen Kinder, die sich in meinem Spiel mit mir und meinem Freund vor den Menschen in den Bergen versteckt gehalten hatten.

»Wir, die Völker der *poveri*, der Schneehexen, der Windreiter, der Erdfrauen, haben uns vereint! Große Königin, erhebe dich aus dem ewigen Blau und steh uns zur Seite mit deinem großen Heer. Lasst uns gemeinsam die Gipfel erstürmen! Vereinen wir uns, und gegen die bösen Reichen wir kämpfen!«

Meine Augen glänzten und zitterten, wie meine Stimme. In meiner Phantasie sah ich am Horizont die ersten Rauchsäulen der großen Armee der Königin. Sie erstreckten sich vom Ende des Meeres, wo die Fischerboote in der Vormittagssonne blitzten, wie dünne schwarze Seidenfäden bis in den dunstigen Himmel.

»Kämpfen wir gegen die bösen Reichen«, korrigierte mich Giacobbe, als er meinen Vater sah, der mit bleichem Gesicht unten vor dem Turm stand und mich mit nassen Augen ansah.

»Tea ... es ist etwas Schreckliches geschehen!«, rief er. Und mit einem Mal verschwand all die Phantasie, die vor meinen Augen getanzt hatte. Die stolzen Reiter, die aus den Wolken gedrungen waren, die Schneehexen mit ihren glitzernden Kleidern, die sich aus weiter Ferne zu mir aufgemacht hatten, und die Erdfrauen, die sich aus ihren Mulden erhoben hatten, fielen wie Laub zu Boden und verschwanden.

Es ist etwas Schreckliches geschehen. Ich starrte auf die schwarzen Fäden am Horizont, wo das große Heer der Königin uns helfen sollte. Auch sie waren verschwunden. Meine Welt war verschwunden, und ich war wieder allein mit meiner Angst vor dem Leben in Dante.

»Was ist passiert, Papa?«, rief ich vom Turm nach unten.

»Deine Mutter ... Es gab einen Unfall.«

DER TOD DER WUNDER. 1976.

Seine Stimme war ertrunken, als würde er unter Wasser sprechen. Ich wusste nicht, was mir mehr Angst machte: das, was ich bald erfahren würde, oder der große Schmerz, in dem mein Vater vor meinen Augen versank.

Ohne ein Wort zu sagen, folgte ich Papa über die Treppenwege nach unten. Ich hatte Mühe, ihm zu folgen. Kaum hatten wir das Labyrinth von Dante erreicht, hörte ich Stimmen. Schreie. Vorwürfe. Weinen. Scheppern von Töpfen. Der Geruch von Benzin und Öl. Papa lief immer schneller, und ich folgte ihm durch die engen Gassen wie ein Schatten, als wir endlich die Piazza Umberto erreichten.

Der Motorroller lag mit verbogenem Lenker in der Mitte der Piazza. Er schien mit voller Wucht gegen den Brunnen gekracht zu sein. Zwei junge Burschen mit hellblauen Hemden und um die Schultern geworfenen weißen Pullovern redeten aufgeregt mit einem Polizisten. Ich konnte sie nicht verstehen, da das Geschrei auf dem Platz zu laut war. Ich sah nur ihre wild gestikulierenden Hände und das betroffene Gesicht des Polizisten. Vor dem kleinen Laden, der zwischen zwei Restaurants Haushaltsgegenstände und persönliche Dinge verkaufte, hatte sich eine Traube von Menschen gebildet. Ich kannte sie alle. Sie alle lebten in Atrani, manche im Labyrinth, und sogar der Pfarrer der Chiesa Maria Maddalena hatte sich in die Traube gemischt und bekreuzigte sich ständig. Mit einem Mal bildete sich um mein Herz eine Mauer, und ich begann langsam zu begreifen.

Immer wenn wir vom Fischen zurückgekommen waren, war Mutter in den Laden gegangen. Sie kannte Gabriella, die Besitzerin, eine stolze Frau Mitte fünfzig mit schöner Haut. Sie waren wohl befreundet, obwohl sie so unterschiedlich waren. Mutter war grob, hatte große raue Hände und sehr breite Hüften. Gabriella war groß gewachsen, feingliedrig und trug sogar Schmuck um den Hals. Mutter hatte sich immer vorgenommen, zumindest einmal im Monat etwas bei ihrer Freundin zu kaufen, aber meist reichte dafür das Geld nicht. Sie kannten einander von der Schule, hatte Mutter einmal erzählt. Deshalb ging sie vermutlich jeden Tag zu ihr und trank einen Cappuccino, den Gabriella vom Laden nebenan holte, immer mit denselben Worten. Dass am nächsten Tag sie an der Reihe sei, für den Kaffee aufzukommen.

Ich denke, für Mutter war dieser regelmäßige Besuch ihrer Freundin wie der Besitz einer wertvollen Murmel, die sie als Kind gefunden hatte und seitdem fest verschlossen in ihren Händen hielt. Ich sah Mutter nie lachen, außer wenn sie bei Gabriella war. Doch sie achtete immer darauf, dass andere sie dabei nicht beobachteten, da sie sich schämte, zumal sie in ihrem Leben nicht viel zu lachen hatte. Wenn Touristen oder andere Leute den Laden von Gabriella besuchten, versteinerte sich sofort ihr Gesicht, und sie trat sogar ein wenig zurück, damit man sie nicht sehen konnte mit ihrer schmutzigen Schürze, die sie mit ihren unförmigen Händen zurechtstrich.

Ich vermute, dass Mutter Gabriella auch von uns erzählt hatte. Von Papa und mir. Wahrscheinlich hatte sie sich von Papa mehr erhofft, als dass er uns mit seiner Fischerei